

Die Kindersoldaten sehen mich erwartungsvoll an. Durch den Sucher sehe ich ihre freundlichen, unschuldigen Gesichter. Und einen wütenden Vorgesetzten, der quer über den Platz gerannt kommt. Ich drücke auf den Auslöser, verneige mich dankend vor der Gruppe, drehe mich um und gehe langsam mit Ruth die Straße zurück nach Bad Langensalza.« Ein vermeintlich harmloses Foto, aufgenommen in der DDR im Jahr 1950, bringt einen jungen Mann aus Westdeutschland in der gerade erst entstandenen kommunistischen Diktatur hinter Schloss und Riegel – wo er vier Jahre seines Lebens verliert. Seine detaillierten Schilderungen des Gefängnisalltags und der Insassen entwerfen ein beeindruckendes Panorama des Nachkriegsdeutschlands aus der Zuchthausperspektive und setzen den zahlreichen Opfern des kommunistischen Regimes ein spätes Denkmal. Ein autobiografischer Bericht von erschütternder Intensität.

Oskar Rösner, 1929 in Königinhof/Tschechien geboren, arbeitete nach dem Abitur als freier Journalist in Stuttgart. Im Jahr 1950 Verhaftung durch den SSD und rechtswidrige Überstellung an die Sowjets, anschließend über vier Jahre Haft in Bautzen und Torgau. Nach der Amnestie im Jahr 1954 wurde er Gesellschafter und Geschäftsführer in einem Verlag für Technische Dokumentation. Die Militärhauptstaatsanwaltschaft der Russischen Föderation hat Oskar Rösner im Jahr 1995 voll rehabilitiert. Oskar Rösner starb am 21. Februar 2006 in Vlotho.

Oskar Rösner

IM SCHATTEN DER ZEIT

Lebensroman

Danksagung

Dieses Buch wäre ohne die Anregung von Herrn Ministerialrat Heinz G. Albach nicht geschrieben worden. Ich bedanke mich dafür und für seine stets wohlwollende Begleitung meiner Arbeit.

Mit diesen Seiten versuche ich, den ungezählten Toten des kommunistischen Regimes ein Echo zu verschaffen in einer Welt des schnellen Vergessens.

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.buchmedia.de

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Juli 2006

© 2006 Oskar Rösner

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink
Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany · ISBN 3-86520-189-x

Es ist ein schöner, aber kalter Tag. Freitag, der dreizehnte Januar 1950. Ich habe mich mit einer Bekannten zu einer Aussprache verabredet. Unsere Beziehung ist getrübt, es kriselt seit einigen Tagen. Ruth ist ein fraulicher Typ. Mollig, besitzergreifend und eifersüchtig. Allein der Gedanke, teilen zu müssen, bereitet ihr schlaflose Nächte.

Gudrun dagegen ist eine schöne, schlanke, sportliche Frau, ihre Sexualität beeindruckend. Spießige Besitzansprüche sind ihrem Wesen fremd. Sie besitzt Format.

Ruth hat von meiner Beziehung zu Gudrun erfahren und fühlt sich hintergangen. Sie ist außer sich, obwohl unsere Beziehung nur eine vorübergehende Episode bleiben sollte.

Ich war mit dem Interzonenpaß zu einem Besuch bei meiner Mutter in die neu gegründete DDR eingereist. In den drei Wochen meines Aufenthaltes hatte ich die beiden Mädchen hintereinander kennengelernt. Nun ist meine Zeit abgelaufen, und ich muß mich bei der Kreisverwaltung in Bad Langensalza abmelden.

»Hallo!« ruft eine Stimme hinter meinem Rücken. Ich drehe mich um. Vor mir steht weinend Ruth. Voll Mitgefühl und schlechtem Gewissen umarme ich sie.

»Aber, aber, wer wird denn weinen?« versuche ich zu scherzen.

Ruth sieht mich traurig an. »Du hast mich mit Gudrun betrogen!« sagt sie leise.

Es ist später Vormittag. Menschen hasten an uns vortüber. Manche werfen einen erstaunten Blick auf dieses seltsame Pärchen, das engumschlungen mitten auf dem Bürgersteig steht.

Sanft ziehe ich Ruth zur Seite und versuche, sie zum Weitergehen zu bewegen.

»Ruth, laß uns doch in Ruhe über alles reden!« will ich einlenken. Mir ist nicht wohl in meiner Haut. Aufsehen in der Öffentlichkeit zu erregen, ist mir peinlich. »Komm, wir gehen außerhalb der Stadt spazieren und unterhalten uns in aller Ruhe«, locke ich noch einmal.

Sie trocknet ihre Tränen und nickt. »Laß uns Richtung Flugplatz gehen«, schlägt sie vor.

Ich willige erleichtert ein.

»Wann kommst du zurück?« fragt Ruth und sieht mich erwartungsvoll an.

»Ich weiß nicht«, antworte ich verlegen. »Zunächst können wir uns ja schreiben. Vielleicht lernst du ja auch einen netten Mann kennen, den du heiraten willst.«

Ruth geht schweigend neben mir. Immer wieder sieht sie mich von der Seite an.

»Ich will keinen anderen Mann heiraten, ich will dich!« beharrt sie seufzend.

»Sei doch vernünftig«, versuche ich sie zu beruhigen, »wer kann denn schon in dieser schwierigen Zeit seine Träume verwirklichen?«

»Und was ist mit Gudrun?« fragt sie spitz.

»Für Gudrun gilt das gleiche. In meiner beruflichen und finanziellen Situation wäre es unverantwortlich, verbindliche Entscheidungen zu treffen.«

Ruth blickt mich zweifelnd an. Aus ihren Augenwinkeln glimmt Verständnis auf. »Ich will dir glauben«, sagt sie, nimmt meine Hand und drückt sie zum Zeichen des Einverständnisses.

Inzwischen ist es wärmer geworden. Der Rauheif über den Wiesen beginnt zu tauen. Wir sind bereits außerhalb der Stadt.

Ich nehme meine Kamera von der Schulter, um eine letzte Aufnahme zu machen.

In diesem Augenblick hören wir Kommandorufe.

»Stillgestanden!« brüllt eine zornige Stimme. »Rührt euch!«

Hinter einer Gebüschgruppe sehen wir Volkspolizisten in losen Gruppen im Gelände herumstehen. Es sind Kindergesichter. Im Hintergrund, sehen wir Gruppen, die von ihren Vorgesetzten hin und her gescheucht werden. Ihre kleinen Hände umklammern Gewehre, die viel zu groß für sie sind. Die dunkelblauen Uniformen erinnern mich an die Feuerwehr meiner Stadt.

Ruth sieht interessiert zu und entdeckt einen Jungen, den sie kennt.

»Wenn ich mich nicht irre, kenne ich diesen Jungen«, sagt Ruth und geht einige Schritte auf eine Gruppe zu. Aber sie hat sich geirrt.

Die Kindersoldaten strahlen uns an und stellen sich, ohne daß wir sie dazu auffordern, zu einem Gruppenbild auf.

Ich nehme meine Kamera und visiere die Gruppe an. Nachdem ich auf den Auslöser gedrückt habe, will ich den Film weiterkurbeln, doch er reißt.

Die Kindersoldaten lachen und kommen interessiert auf mich zu.

Verblüfft mustere ich meinen alten Fotoapparat. Das ist mir noch nie passiert, denke ich, öffne die Rückwand und stelle fest, daß der Film aus der zweiten Spule ausgerissen ist. In aller Ruhe fädle ich den Film wieder neu ein und klappe den Rückwanddeckel zu, um eine zweite Aufnahme zu machen.

Die Kindersoldaten sehen mich erwartungsvoll an. Durch den Sucher sehe ich ihre freundlichen, unschuldigen Gesichter. Und einen wütenden Vorgesetzten, der quer über den Platz gerannt kommt.

Ich drücke auf den Auslöser, verneige mich dankend vor der Gruppe, drehe mich um und gehe langsam mit Ruth die Straße zurück nach Bad Langensalza.

Wir gehen etwa zwanzig Schritte, als hinter uns eine brüllende Stimme ertönt.

»Halt! Stehenbleiben!« krakeelt ein Mann Anfang zwanzig mit puterrottem Gesicht.

Erstaunt drehe ich mich um und sehe dem vor Wut zitternden Keifling erstaunt ins Gesicht.

»Was fällt Ihnen ein, auf militärischem Gelände zu fotografieren?« keift er mich an.

»Militärisches Gelände?« frage ich verblüfft »Wo steht denn das?«

»Ihren Ausweis!« kläfft ein zweiter Mann, der keuchend dazugestoßen ist.

In aller Ruhe nehme ich meinen Interzonenpaß aus der Brieftasche und lege ihn gelassen in seine ausgestreckte Hand. Die werden sich wundern, denke ich. Schließlich komme ich aus dem Westen!

In der Tat wundern sich die beiden, allerdings nicht so, wie ich es erhoffte.

»Sieh einer an, ein Spion aus dem Westen!« höhnt der hinzugestoßene Vopo.

»Sind Sie noch zu retten?« fauche ich zurück. Dann versagt mir die Stimme.

»Sie sind vorläufig festgenommen!« knurrt er mich an. »Wir bringen Sie in die Kaserne der 2. FDJ-Bereitschaft!«

Ich blicke Ruth an, die mit weit aufgerissenen Augen den Vorgang verfolgt.

»Los, kommen Sie mit!« schnauzt er weiter. »Ihre Braut kann gehen, wir brauchen sie nicht!«

Ihre Braut, denke ich, welch ein Witz!

Ruth strahlt mich an. »Ich komme mit«, sagt sie und hängt sich bei mir ein. Die beiden Volkspolizisten, zwei Hauptwachtmeister, wie ich später erfahre, gehen etwa zehn Schritt vor uns in Richtung Kaserne. Siedendheiß fällt mir ein, daß ich noch zwei belichtete Filme besitze, die auf keinen Fall in ihre Hände fallen dürfen.

Ich habe am Tag vorher Aufnahmen von brisantem Wert gemacht. Meine Legende ist in Gefahr, sich in Wohlgefallen aufzulösen, wenn die Filme entdeckt werden.

»Ruth, kannst du mir einen Gefallen tun?«

»Aber ja, mein Bräutigam«, antwortet sie kichernd.

»Ich habe zwei Filme, die ich nicht in die Hände der Volkspolizei kommen lassen möchte. Kannst du sie übernehmen und vernichten?«

»Kein Problem«, sagt sie.

Ich übergebe ihr beide Filme. Etwa einhundert Meter weiter bückt sich Ruth, um ihr Schuhband neu zu binden. Ich sehe gerade noch, wie meine beiden Filme in einem Gully verschwinden.

Donnerwetter, denke ich und drücke Ruth, als sie wieder neben mir steht, die Hand. Ich kann gerade noch »Danke!« sagen, als die beiden Volkspolizisten sich umdrehen und mich auffordern, zwischen ihnen auf die Kaserne zuzugehen.

Ruth bleibt vor dem Kasernentor stehen und winkt mir nach.

Die Kaserne ist vor kurzem von den Sowjets an die 2. FDJ-Bereitschaft übergeben worden. Obwohl laut Beschluß des Alliierten Kontrollrates die Aufstellung deutscher Streitkräfte verboten ist, hat die neu gegründete DDR mit Hinweis auf die Gründung der Bundesrepublik Deutschland die Aufstellung der Bereitschaftspolizei befohlen. Im Westen befürchtet man, daß die Bereitschaftspolizei die Vorstufe zu einer Volksarmee sei. Doch es gibt keine Beweise, und die DDR-Regierung leugnet strikt den militärischen Charakter dieser Einheiten.

Insider der Organisation Gehlen haben indes erste Beweise, die auf den eindeutigen militärischen Charakter dieser Einheiten zielen, an die Bundesregierung geliefert.

Und links zwei drei, und rechts zwei drei, wo dein Platz, Genosse, ist, reih dich ein in die Arbeiter-Einheitsfront, weil du auch ein Arbeiter bist!

Blechern klingt das alte kommunistische Arbeiterlied aus der Weimarer Zeit aus den Fenstern der Kaserne. Meine beiden Begleiter gehen mit stolz geschwellter Brust auf den Haupteingang zu. Die Wache nimmt Haltung an.

»Wohin, Genosse Hauptwachtmeister?« fragt ein junger Volkspolizist, dessen zu lang geratene Hose traurige Falten wirft.

»Zum Kommandeur!«

Verwundert sieht mich der Posten an.

»Dies ist ein westlicher Spion!« belehrt der Hauptwachtmeister den Posten und stiefelt vorneweg durch den Haupteingang der Kaserne.

Im Gebäude schlägt uns verbrauchte Luft entgegen. Die Wände der langen Gänge sind mit FDJ-Fahnen, Bildern von Stalin und Ulbricht dekoriert.

»Warten Sie hier!« befiehlt ein Hauptwachtmeister und bittet seinen Begleiter, auf mich aufzupassen.

Nach wenigen Minuten werde ich aufgefordert, in ein Zimmer zu treten.

Das Zimmer ist groß. Um einen langen Tisch sitzen etwa zwanzig Offiziere. Sie blicken mich erstaunt an.

Ein VP-Oberrat kommt auf mich zu und mustert mich ausführlich. Er ist mir nicht unsympathisch.

»Warum und was haben Sie fotografiert?« fragt er höflich.

»Ich habe eine Gruppe von Volkspolizisten fotografiert, die am Straßenrand einer öffentlichen Straße standen«, antworte ich freundlich.

»Gut, nachdem Sie mir erklärt haben, was Sie fotografiert haben, erklären Sie mir freundlicher Weise noch, warum Sie die Volkspolizisten fotografiert haben.«

»Weil sie sich freundlich lächelnd am Straßenrand aufgestellt haben. Ich hatte den Eindruck, daß sie fotografiert werden wollten. Ich hatte ja keine Ahnung, daß das nicht erlaubt ist.«

»Dies ist immerhin militärisches Gelände!« antwortet der VP-Oberrat.

»Das mag ja sein, aber es gibt kein Schild, das darauf hinweist und das Fotografieren verbietet«, wende ich ein.

Erwartungsvoll blicken die anwesenden Offiziere auf ihren Kommandeur.

»Geben Sie mir Ihren Fotoapparat«, fordert mich der VP-Oberrat auf.

Er nimmt sie prüfend in die Hand. »Nun wollen wir doch mal sehen, was Sie fotografiert haben!«

Er öffnet die Kamera und zieht, unter dem wiehernden Gelächter der anwesenden Offiziere, den Film heraus, geht ans Fenster und betrachtet aufmerksam den nun vernichteten Film.

Ich bin sprachlos. Ist er tatsächlich so dumm oder ist er einer von uns?

Der einzige Beweis ist vernichtet. Nachdem sich das Lachen gelegt hat, sieht mich der VP-Oberrat an. In seinen Augen lese ich Verlegenheit, Verblüffung und ein vertrautes Zwinkern. »Warten Sie draußen!« befiehlt er mir.

Ich gehe vor die Tür. Die beiden Hauptwachtmeister stehen an meiner Seite. Auch sie sehen mich erstaunt an, so als hätte *ich* den Film vernichtet. Sie sprechen kein Wort.

In Gedanken überlege ich, ob ich den Zug nach Stuttgart über Nordhausen noch erreiche. Mein Zug fährt um 19:50 Uhr.

Wir warten über eine Stunde. Zwei Männer in Zivil kommen auf uns zu. Grimmige Gesichter, kalte Augen. Ich ahne, daß der Zug ohne mich abfahren wird.

»Sind Sie der Mann aus dem Westen?« schnauzt einer mich an.

»Ja«, sage ich, »mein Name ist Oskar Rösner, ich komme aus Vaihingen an der Enz.«

»Kommen Sie mit!« fordert er mich auf.

»Wohin?« frage ich.

»Das werden Sie schon sehen!«

Die beiden Hauptwachtmeister sehen mich noch einmal prüfend an und verabschieden sich von den Männern in Zivil. Wir steigen in einen PKW, der am Kasernentor gewartet hat. Die Männer in Zivil nehmen mich in die Mitte. In dem Wagen ist es sehr eng. Die Männer riechen nach kaltem Rauch und Schweiß.

Nach etwa fünfzehn Minuten Fahrt hält der Wagen vor dem Gebäude der Kreispolizei.

Wir steigen aus und betreten ein Wachzimmer, in dem ein älterer Polizist an seinem Brot kaut.

»Guten Tag, Kommissar!« begrüßt er meinen Begleiter.

»Wir haben einen Mann aus dem Westen, passen Sie auf ihn auf, wir kommen gleich wieder!«

Durch das Fenster sehe ich, wie sie in dem Haus der sowjetischen Stadtkommandantur gegenüber der Wache verschwinden. Das hat mir gerade noch gefehlt, denke ich, als mich der Wachhabende unterbricht.

»Weshalb hat man Sie denn festgenommen?« will er wissen.

»Ich habe eine Gruppe von Volkspolizisten fotografiert. Aber sie hatten nichts dagegen. Im Gegenteil.«

»Das ist ja nicht verboten«, meint er gutmütig.

Da er den Eindruck eines vernünftigen Menschen macht, bitte ich ihn, meine Mutter anrufen zu dürfen.

Er wiegt bedächtig seinen Kopf, stimmt dann aber zu.

»Ich bin von der Volkspolizei verhaftet worden«, kann ich gerade meiner Mutter sagen, als die beiden Männer in Zivil reinkommen und das Gespräch wütend beenden.

»Was fällt Ihnen ein zu telefonieren?« fragt mich der Ältere.

»Ich wollte meiner Mutter nur sagen, daß ich später zum Essen komme«, lüge ich.

»Ist das wahr?« fragen die beiden den Wachtmeister, der wie erstarrt dasteht.

»Ja, das kann ich bestätigen«, sagt er.

»Sie werden sich noch wundern – von wegen zu spät zum Essen kommen! Wir bringen Sie nach Weimar!«

»Warum?« frage ich. »Ich habe doch gar nichts Strafbares getan?«

»Ihre Arroganz wird Ihnen noch vergehen!« staucht er mich zusammen.

»Sie werden noch so klein!« sagt der Ältere und nimmt seinen Daumen und Zeigefinger und deutet die Größe an, auf die er mich zu bringen gedenkt.

Das könnte euch so passen, denke ich und sehe ihn betont gelangweilt an.

»Geben Sie mir Ihren Ausweis, Ihre Kamera und alles, was Sie haben«, fordert mich der Kommissar auf. »Also wir haben«, diktiert er dem Wachhabenden, der mit einem Schreibblock bereitsteht:

- 1 Kamera, Marke Photavit, Nr. 1882 mit Bereitschaftstasche
- 1 Belichtungsmesser
- 3 Fotografien
- 1 Jugendleiterausweis
- 1 Kennkarte Westzone
- 2 Aufenthaltsgenehmigungen (ausgestellt vom Kreisamt Langensalza und Bürgermeister Großurleben)
- 1 Interzonenpaß
- 1 Buch über Albert Schweitzer und seine Zeit

»Was ist das für ein Buch?« will der ältere Kommissar wissen.

»Ein Buch über das Leben von Albert Schweitzer«, antworte ich einseitig.

»Wer ist denn das?« will er weiter wissen

»Albert Schweitzer ist ein Arzt und Philosoph. Er hat in Afrika ein Krankenhaus aufgebaut und versorgt die Eingeborenen ohne Bezahlung«, sage ich knapp.

»Ach so, ein Bürgerlicher«, antwortet der ältere Kommissar wegwerfend. Damit ist für ihn die Frage erledigt.

Ich beginne zu ahnen, daß ich mit dieser Sorte Mensch einen schweren Stand haben werde.

»Kommen Sie mit«, sagt der Jüngere und steuert auf einen schwarzen *Horch* zu, der mit laufendem Motor vor der Tür wartet.

Der Fahrer hat ein bulliges Gesicht. Unwillkürlich denke ich an einen Russen und mir schießt der Gedanke durch den Kopf, daß ich an die Sowjets ausgeliefert werde. Aber dann beruhige ich mich. Schließlich habe ich mir doch nichts gegen die Besatzungsmacht zuschulden kommen lassen. Warum sollte sie sich also für mich interessieren?

Der Wagen fährt in rascher Fahrt Richtung Weimar. Die Sonne steht schon tief am klaren Himmel.

Wenn die beiden Kommissare nicht rauchen würden, könnte es eine ganz angenehme Fahrt sein.

Ihre Machorka stinkt fürchterlich. Der Wagen ist bald angefüllt mit beißendem Rauch. Die Kommissare und der Fahrer wechseln kein Wort miteinander.

Ich lehne mich so gut es geht zurück. Das ist also die große Bewahrung, von der ich in meinem jungen Leben immer geträumt habe. Ich vertrete die »Philosophie des positiven Optimismus«. Darin ist kein Platz für Gemeinheit, für die Diktatur des Proletariats, für Feigheit, für Mukkertum und für Spießler. Ich bin bereit, mein Leben in eigener Verantwortung und nach eigenem Ermessen zu gestalten. So, wie es seinerzeit die Wandervogelbewegung auf dem Hohen Meißner vorgegeben hat.

Das Untersuchungsgefängnis in Weimar ist ein dunkler, ungepflegter Bau. In der Wachstube, die im Untergeschoß liegt, sitzen einige Volkspolizisten. Ältere Männer, die uns erstaunt ansehen.

Meine Begleiter übergeben dem Wachhabenden einen Briefumschlag.

Er öffnet ihn und liest mit weit ausgestreckter Hand die Mitteilung.

Ich wette, er ist kurzsichtig.

Seine Stirn zieht sich in Falten. »Wachtmeister, bringen Sie den Mann in Zelle 33.«

»Aber die Zelle 33 ist bereits belegt«, antwortet ein Oberwachtmeister, der die Belegungsliste überflogen hat.

»Ich habe keine Einzelzelle frei«, antwortet der kurzsichtige Wachhabende unwirsch.

Zwei Wachtmeister nehmen mich in die Mitte und führen mich die Treppe hoch in den ersten Stock.

Vor einer schweren Eisentür steht eine Frau in Polizeiuniform.

Die beiden Wachtmeister übergeben mich der Frau mit der Anweisung, mich in Zelle 33 unterzubringen.

Die Frau übernimmt mich wortlos.

Der Flur ist in mattes Licht gehüllt. Die Luft ist zum Schneiden. Ohne mich auch nur anzusehen geht die Frau vor mir den Flur entlang.

Angeekelt betrachte ich die schmutzigen braunen Türen.

Wir bleiben am Ende des Flures vor der Zelle 33 stehen.

Die Frau schiebt einen riesigen Schlüssel in das Schloß, dreht ihn zweimal nach rechts und öffnet die Tür. »Nehmen Sie die obere Pritsche«, sagt sie kalt und schlägt krachend die Tür hinter meinem Rücken zu.

Ich höre noch das Rasseln des Schlüssels und Schritte, die sich entfernen. Erst jetzt bemerke ich, daß die Zelle mit vier Insassen belegt ist. Sie sitzen auf ihren Pritschen und starren mich ungläubig an.

»Einer aus dem Westen«, sagt ein kleiner, dunkelhaariger Mann.

»Woher willst du das denn wissen?« fragt ein langer, dürrer Mensch, dessen eingefallene Wangen gelblich verfärbt sind.

»Sieh dir doch bloß seinen Anzug an, solche Qualität gibt es nur im Westen.«

Allmählich habe ich mich an das Halbdunkel gewöhnt. An der Decke verbreitet eine 50-Watt-Birne spärliches Licht. Zu beiden Seiten stehen jeweils drei übereinander montierte Pritschen.

»Woher kommst du?« will der kleine dunkelhaarige Mann wissen.

»Aus Vaihingen an der Enz«, antworte ich so freundlich wie ich kann.

»Warum haben sie dich festgenommen?« will er wissen.

Plötzlich wird die Tür geöffnet. Ein Volkspolizist steht im Türrahmen und blickt auf mich herunter. Ein riesiger Kerl.

»Sind Sie Krimineller oder Politischer?« faucht er mich an.

»Nun«, antworte ich unbefangen, »ich will es Ihnen gern erklären.«

Die Mithäftlinge biegen sich vor Lachen.

Das Gesicht des Riesen läuft rot an. Die Augen treten ihm aus den Höhlen.

»Ich habe Volkspolizisten fotografiert, die ... «

»Ich will nicht Ihre Lebensgeschichte!« brüllt der Riese mich an. »Also Politischer!« bellt er, macht einen Eintrag in sein Buch, dreht sich um und schlägt die Tür zu.

Inzwischen hat sich das Gelächter gelegt.

»Was war denn so komisch, daß Sie so lachen mußten?« frage ich.

»Der Riese«, sagt der Mann von der oberen Pritsche, »ist der ekelhafteste Wärter im ganzen Haus. Wer ihm widerspricht oder auch nur schief ansieht oder versucht, sich über ihn lustig zu machen, bekommt unweigerlich Stehkarzer verpaßt.«

»Stehkarzer, was ist das?«

»Stehkarzer ist ein kleiner feuchter Besenschrank. Da rein zu müssen, ist nicht gerade empfehlenswert!«

»Ich habe doch gar nichts getan!« verteidige ich mich.

»Nichts getan!« kommt es blökend unisono zurück.

»Allein die Tatsache, daß du zu einer großen Erklärung angesetzt hast, ohne mit ja oder nein zu antworten, ist in den Augen dieses Riesenarschlochs eine Unverschämtheit«, belehrt mich der Mann von der oberen Pritsche. »Aber jetzt erzähl uns erst mal deinen Steckbrief.«

»Also ich heiße Oskar Rösner und ich bin Jugendpfleger aus Vaihingen an der Enz. Ich war zu Weihnachten bei meiner Mutter auf Besuch. Heute morgen ging ich mit einer Bekannten spazieren und fotografierte eine Gruppe junger Volkspolizisten. Dabei wurde ich verhaftet. Später sagte man mir, daß es sich um militärisches Gelände handele. Ich hatte davon nicht die leiseste Ahnung.«

»So, aus Vaihingen an der Enz bist du?« fragt der kleine, dunkelhaarige Mann erstaunt. »Übrigens: wir duzen uns hier. Es wäre zweckmäßig, wenn du dich daran gewöhnen könntest.«

»Wenn es sein muß«, antworte ich verlegen. »In der Regel mag ich es nicht.«

»Du wirst noch vieles mögen müssen, was du eigentlich nicht magst«, bekomme ich spöttisch zur Antwort.

Die Tür fliegt auf. Im Türrahmen stehen zwei Männer mit einem Kübel dampfender Suppe und einer Platte mit geschnittenem Brot. Dazu gibt es einen Teller mit gewürfelter Blutwurst.

Die vier Mithäftlinge kramen ihre Blechschüsseln unter den Strohsäcken hervor, putzen ihre Löffel an den Hosen ab und stellen sich der Reihe nach auf.

Da ich weder Schüssel noch Löffel habe, gehe ich zurück an das vergitterte Fenster. Draußen ist es bereits dunkel. Ich kann nichts erkennen. Der Duft von Suppe, saurem Brot und der Mief in der Zelle vermengen sich zu einem leicht säuerlichem Gestank.

»He, willst du nicht essen?« fragen mich die beiden Kübelträger.

»Ich habe weder einen Blechnapf noch einen Löffel«, sage ich.

»Hier hast du einen Blechnapf und einen Löffel«, antwortet einer von ihnen und drückt mir die gefüllte Schüssel und den Löffel in die Hand. Dazu erhalte ich einen Kanten Brot und ein Stückchen Blutwurst.

Die Rübensuppe ist heiß, das Brot klitschig. Nur die Blutwurst sieht appetitlich aus.

Ich blicke mich um und sehe einen Mann mit Vollbart, der von seiner Pritsche auf meine dampfende Suppe starrt. In der Hand hält er die Blutwurst.

»Möchte jemand meine Suppe und mein Brot?« frage ich.

Alle Hände strecken sich mir entgegen.

Ich schütte in jede Schüssel etwa gleichviel Suppe, zerbreche das Brot in vier Teile und verschenke es. Die Blutwurst behalte ich.

»Willst du meine Blutwurst?« fragt der Mann mit dem Vollbart.

»Warum willst du sie denn nicht?« frage ich verwundert zurück.

»Wundere dich nicht, er gehört zu einer christlichen Sekte, die keine Blutwurst essen dürfen!« sagt der kleine, dunkelhaarige Mann.

Obwohl er Hunger hat, gibt er die Blutwurst her, denke ich voller Bewunderung und bedanke mich.

Die Wurst schmeckt fad und hat das Haltbarkeitsdatum sicherlich weit hinter sich gelassen.

»Ich heiße Johannes«, sagt der Mann mit dem Vollbart und gibt mir die Hand. Er trägt eine altmodische Brille und schaut mich traurig an. »Wenn du willst, erzähle ich dir meine Geschichte«, sagt er nach einigem Zögern.

»Gern«, antworte ich.

Wir setzen uns nebeneinander auf seine Pritsche. Er faltet die Hände, bekreuzigt sich und stellt seinen Blechnapf neben das Kopfkissen.

»Ich gehöre seit einigen Jahren den Baptisten an. Früher war ich Dolmetscher in Italien und ein sündiger Mensch. Kein Mädchen konnte an mir vorübergehen, ohne von meinen Blicken verschlungen zu werden und meinen Versuchen ausgesetzt zu sein, sie in mein Bett zu locken. Mein Leben war eine einzige Ausschweifung. Nach dem verlorenen Krieg aber begann meine Rückbesinnung auf Gott und ich erkannte, daß mein Leben unweigerlich dem Bösen zustrebte und ich nach dem Tod schwer zu büßen hätte. Eines Tages traf ich einen Mann, der den Weg zu Gott gefunden hatte. Er überzeugte mich, daß es auch für mich einen Ausweg gab und die Bibel auf alle Fragen eine Antwort hat. Ich wurde getauft und ein überzeugter Baptist. Nun ist es aber nicht damit getan, selbst den Weg zu Christus zu finden. Deshalb betrachte ich es als meine Aufgabe, andere Menschen, die der Sünde verfallen sind, den rechten Weg zu zeigen. Als ich meine Schwester in Weimar besucht habe, habe ich vor der russischen Kaserne Flugblätter verteilt mit der Botschaft *Jesus ist unser Leben*. Da ich aus dem Westen komme, hat man mich verhaftet und hier eingeliefert. Ich habe nichts zu bereuen. Das Höchste, was mir widerfahren könnte, wäre, für Christus den Märtyrertod zu erleiden. Aber diese Gnade wird mir wohl nie zuteil.«

Seine Augen blicken verklärt, die Hände sind zum Gebet gefaltet. »Was meinst du dazu?« will er nach einer Weile wissen.

Er ist sicherlich ein anständiger Mensch und in den Augen der nüchternen Welt ein reiner Tor.

»Nun«, beginne ich vorsichtig, »ein solches Leben ist sicher nicht für jeden lebenswert, doch wer sich dazu berufen fühlt, sollte die Möglichkeit dazu haben. Ich gehöre jedenfalls nicht zu den Duldsamen, die glauben, daß Gottes Wille geschehen wird. Ich bin eine Kämpfernatur. Für mich gibt es keine Ausrede für Feigheit und deshalb lehne ich die Delegation der Verantwortung an überirdische Mächte ab.«

»Glaubst du denn nicht an Gott?« fragt Johannes entsetzt.

»An welchen?« frage ich zurück. »An JAHWE? An ALLAH? An den Gott der Christen? Für mich ist es keine Frage, daß jeder das Recht hat, an einen Gott zu glauben. Nur habe ich etwas dagegen, wenn man Menschen dazu zwingen will. Das gilt natürlich auch für den umgekehrten Fall.«

»Welcher Religionsgemeinschaft gehörst du denn an?« will Johannes wissen.

»Ich bin katholisch getauft«, antworte ich.

»Was heißt das?« fragt mich Johannes mit wachsender Unruhe. »Heißt das, du glaubst an die Dogmen der römisch-katholischen Kirche?«

»Nein, ich glaube nicht an Dogmen, weder an die der römisch-katholischen Kirche noch an andere. Aber ich habe eine lange Zeit angenommen, daß diese Kirche sich als sichtbare Gemeinschaft der Gläubigen an ihrer eigenen geistigen Grundlage orientiert. Ich habe mich getäuscht. Ich will nicht von der Inquisition reden, von dem Kulturmord der Missionierung, ich will nur fragen, was diese Kirche tat, um das Verbrechen der Ermordung von über sechs Millionen Juden zu verhindern. Konnte der Papst diesen katholischen Erzschorlen Hitler nicht exkommunizieren? Und was sagten die tschechischen Priester und Bischöfe zur Vertreibung ihrer katholischen, deutschen Mitbürger? Nichts! Sie verkrochen sich hinter ihren wohlfeilen Bibelsprüchen und predigten angesichts der brutalen Vertreibung unverdrossen die christliche Nächstenliebe.«

Johannes sieht mich verzweifelt an. Auf seiner Stirn beginnt der Schweiß zu perlen. »Wie kann man ohne Gott leben?« fragt er.

»Johannes, ich habe doch versucht zu erklären, daß es jedem Menschen freigestellt sein muß, an die Existenz Gottes zu glauben. Ich selbst jedenfalls kann angesichts dieser entsetzlichen Verbrechen an keinen personalen Gott glauben. Aber deswegen muß ich doch nicht ohne Glauben sein! Ich lehne nur den vereinfachenden Standpunkt ab, den Sinn des Lebens aus einem einzigen Mittelpunkt zu erklären.

Übrigens, was würdest du wohl sagen, wenn ich dir vorhielte, daß du lediglich deshalb ein solches Leben führst, weil du nach deinem Tod in den Himmel kommen willst? Du tust das Gute nicht um seiner selbst willen, du willst eine nachträgliche Belohnung! Ist da nicht ein Stückchen Egoismus dabei? Nicht daß ich das verdamme. Nur meine ich, daß du dein Leben auch einmal von dieser Seite betrachten solltest.«

Johannes hat sich umgedreht und wickelt sich in seine dünne Decke. Ohne Antwort legt er sich mit dem Gesicht zur Wand. Sicher ist er beleidigt. Schade.

Es ist spät geworden. Die Birne spendet weiter ihr spärlich-trübes Licht.

»Wird die Lampe nicht gelöscht?« frage ich den kleinen dunkelhaarigen Mann, der die ganze Zeit über unser Gespräch verfolgt hat.

»Nein, das Licht bleibt an. Wegen der Kontrolle«, meint er belustigt. »Mit dir möchte ich mich auch unterhalten«, sagt er.

»Morgen, wenn wir Zeit haben«, antworte ich.

»Du wirst hier viel Zeit haben, das kann ich dir versprechen«, sagt er.

Ich suche meine Pritsche auf, ziehe meinen Anzug, das Hemd und die Schuhe aus, lege mich in Unterwäsche und mit den Socken unter die klamme Decke.

Es ist kalt geworden in der Zelle. Die Heizung ist längst abgeschaltet. Es ist sicher schon nach Mitternacht.